

## **„Vom Zauber des Anfangs“**

### **Predigt im Rahmen der Ludwigsburger Sommerpredigtreihe „Mahlzeit“ 2025**

*Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. Es kam aber Furcht über alle, und es geschahen viele Wunder und Zeichen durch die Apostel. Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam. Sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem es einer nötig hatte. Und sie waren täglich einmütig beieinander im Tempel und brachen das Brot hier und dort in den Häusern, hielten die Mahlzeiten mit Freude und lauterem Herzen und lobten Gott und fanden Wohlwollen beim ganzen Volk. Der Herr aber fügte täglich zur Gemeinde hinzu, die gerettet wurden. (Apg 2, 42-47)*

So fängt es an, liebe Gemeinde. Eben noch haben sie Pfingsten gefeiert. 3000 haben sich taufen lassen. An einem Tag! Was muss das für ein Tauffest gewesen sein, wenn schon unser Tauffest am Neckar eine große Sache war! Und jetzt geht sozusagen keiner mehr nach Haus. Alle bleiben beständig in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. Man teilt, was man hat. Keiner isst sein Brot allein. Am schönsten sind die gemeinsamen Mahlzeiten. „Ein Herz und eine Seele“ wird Lukas die Menge der Gläubigen und den Zauber ihres Anfangs beschreiben.

Möchten Sie dabei sein, wenn es so anfängt? Oder gehen sie nachher nach Hause und denken: So ein Anfang kann nicht lange gut gehen. So viel WIR. So viel beieinander. Klar, sagt die Zweiflerstimme in mir: Das kommt alles gleich nach Pfingsten. Alle noch erfüllt vom Heiligen Geist. Kein Wunder, dass alle zusammenbleiben. Kein Wunder, dass das geteilte Brot und das gemeinsame Essen besser schmecken als das Vesper allein, wenn der Heilige Geist höchstpersönlich mit am Küchentisch sitzt. Die kleineren Fragen, zum Beispiel wie die Gemeinde denn nun heißen soll: Jerusalem Mitte vielleicht oder doch lieber Emmaus oder etwas mit Ostern, oder wann die Gottesdienste anfangen oder wie der Gemeindebrief und die Homepage gestaltet sein müssen, damit das Miteinander und auch die verschiedenen Profile und Leuchttürme sichtbar bleiben, die muss diese allererste Gemeinschaft der Heiligen in ihren allerersten Tagen offensichtlich noch nicht beantworten. Und die wirklich großen Fragen unserer real existierenden Kirche, die uns bis heute umtreiben, unser Kleiner- und Wenigerwerden hierzulande, die sind bei diesem Anfang noch gar nicht im Blick. Als ob man einfach so anfangen könnte. Alles gemeinsam haben. Täglich das Brot brechen und zusammen essen voller Freude und mit lauterem Herzen. Täglich mit nichts als dem Anfang anfangen. Ja, das müsste man können. „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der dich beschützt und der dir hilft, zu leben...“ (H. Hesse).

Was aber, wenn der Zauber verfliegt und sich der Alltag einstellt? Wenn sich die Bankreihen zuerst im Tempel und dann auch in den Häusern lichten und die ersten sagen: Fangt schon mal ohne mich an. Wir essen heute zuhause. Was, wenn die Menge der Gläubigen nicht mehr nur „ein Herz und eine Seele“ ist, sondern inzwischen auch eine lange Geschichte und darüber hinaus ihre ganz persönlichen Geschichten und Beziehungen miteinander hat. Beziehungen, in denen Erfreuliches und weniger Erfreuliches, Verbindendes und weiß Gott auch Trennendes dicht nebeneinander liegen? Wenn es soweit kommt, liebe Gemeinde, dann muss man miteinander reden. Das kennen wir aus den Briefen der Apostel in unserer Bibel. Oder man setzt sich an den Tisch und isst miteinander. So wie in unserer Sommerpredigtreihe. Am besten so, dass uns Hören und Sehen vergehen und am Ende wieder etwas vom Zauber des Anfangs spürbar wird. So ein Essen muss allerdings ein ganz besonderes Essen sein. Ein Essen, bei dem Leib und Seele satt werden. Ein solches Essen schildert Tanja Blixen in ihrer Erzählung „Babettes Fest“. Davon will ich erzählen.

Es beginnt in einer kleinen Stadt an einem norwegischen Fjord zwischen hohen Bergen. Dort leben zwei ältere Damen. Sie heißen Martine und Philippa, nach Martin Luther und seinem Freund Philipp Melanchthon. Ihre besonderen Namen haben sie von ihrem Vater. Der war Propst und hat eine fromme pietistische Gemeinschaft gegründet, die in ganz Norwegen bekannt und angesehen war. Die Mitglieder

versagten sich die Freuden der Welt; die Erde mit ihren sämtlichen Gaben galt ihnen als Sinnentzug. „Die einzige Wirklichkeit, nach der sie strebten, war das neue Jerusalem. Sie enthielten sich aller üblen Worte, ihre Rede war ja ja und nein nein, und sie nannten einander Brüder und Schwestern.“

So fängt es an. Auch da fängt alles mit dem Zauber des Anfangs an. Allerdings liegt auch dieser Anfang schon wieder einige Zeit zurück. Der Propst ist längst tot. Die Schwestern waren einmal sehr schön – Philippa hatte dazu eine wunderbare Stimme. Inzwischen sind sie älter. Und auch die Gemeinschaft ist in die Jahre gekommen. Nicht nur dem Alter nach. Es sind nur noch wenige. Und es gibt Spannungen zwischen den Brüdern und Streit zwischen den Schwestern. Trotzdem kommen sie zusammen und hören auf das Wort. Und manchmal gibt es auch eine Kleinigkeit zu essen. Dafür sorgen die beiden Schwestern, die auch die Armenfürsorge der Gemeinschaft übernommen haben. Sparsam, versteht sich, wie alles im Leben der Gemeinschaft. Das einzige, was nicht sparsam ist, ist Babette.

Babette ist die französische Haushälterin im Haushalt der Schwestern. Sie ist auf Umwegen zu ihnen gekommen. Zwei jugendliche Liebhaber spielen eine Rolle. Der eine ein inzwischen hoch dekoriertes General. Der andere Sänger in Paris. Startenor würden wir heute sagen. Jeder hat sich in eine der beiden Schwestern verliebt. Beide ohne Erfolg. „Philippa und Martine“ hatte der Propst erklärt, „sind gleichsam meine rechte und linke Hand. Wer kann sich wünschen, mir meine Hände zu nehmen?“ Natürlich wünscht das keiner. Und weil auch die beiden gehorsamen Töchter nichts anderes gesagt und gewünscht haben, sind beide Männer wieder aus ihrem Leben verschwunden.

Gekommen um zu bleiben ist dagegen Babette. Der Bürgerkrieg hat sie aus Paris vertrieben. Sie hat alles verloren. Nur ein Schreiben des Sängers hat sie bei sich. „Babette kann kochen“ steht darin. Wie gut sie das kann, steht da nicht. Aber die Schwestern nehmen sie auf. Umsonst und ohne Lohn. So will es Babette. Dass von nun an die Brotsuppe mit Bier und der Stockfisch für die Armen deutlich besser schmecken als zuvor und die Haushaltskasse dennoch weiter reicht, weil Babette nicht nur vorzüglich kochen, sondern auch verhandeln kann, stellen alle nach und nach mit Freude fest. Babette erweist sich als Segen für die Schwestern und für die Gemeinschaft. Obwohl sie katholisch ist.

Gefährdet erscheint das Glück erst jetzt, 14 Jahre später, als Babette von einem unverhofften Lotteriegewinn erfährt. 10.000,- Francs. Viel Geld. Das ist das Ende, denken die Schwestern. Und wissen nicht, dass es ein Anfang ist. Babette bittet darum, für die Gemeinschaft zum 100. Geburtstag des verstorbenen Propstes am 15. Dezember ein französisches Dîner kochen zu dürfen. So wie sie es vor ihrer Flucht als Köchin im Café Anglais in Paris getan hat. Aber das wissen die Schwestern nicht. Sie schlagen ihr die Bitte nicht ab, weil fromme Menschen guten Menschen so schnell keine Bitte abschlagen. Weil aber die Aussicht auf sinnliche Genüsse und französische Küche ausgerechnet zum 100. Geburtstag ihres Gemeindegründers der kleinen Gemeinschaft schwer auf den Magen schlagen, beschließen sie den geliebten Schwestern zuliebe: kein Wort über die servierten Speisen und Getränke! Sie werden ihre Zunge hüten, diesen gefährlichen Muskel, der so viel Unheil anrichten kann. Im übrigen wissen sie aus ihren Liedern: „Speis und Trank und schnöde Hülle / kümmern Gottes Kinder nicht“. Daran werden sie sich halten.

Und dann kommt der Abend zu Ehren des Propstes und der Gemeinschaft. Und weil der inzwischen alt gewordene General nach über 30 Jahren zufällig ebenfalls Gast im Haus der Schwestern ist, erfahren wir etwas über das Wunder, das geschieht. Es gibt tatsächlich außergewöhnlich gutes Essen und ebenso gute Weine an diesem Abend. Die Mitglieder der bescheidenen und sparsamen Gemeinschaft haben so etwas noch nie in ihren Leben gegessen und getrunken. Aber sie tun es als hätten sie noch nie etwas anderes getan. Gelübde ist Gelübde. Nur der General, selbst vor vielen Jahren Gast im Café Anglais, weiß nichts davon. Nicht zu glauben: Ein Amontillado gleich zu Beginn, dazu noch den feinsten, den der General je getrunken hat. Dazu eine veritable Schildkrötensuppe. Die Schildkröte in der Küche hat die Schwestern schon in den letzten Tagen bis in ihre Träume verfolgt. Blinis Demidoff: Kaviarpfannkuchen. Dazu einen Champagner Veuve Cliquot von 1860, den die andern für Limonade

halten und deshalb ordentlich davon trinken. Und schließlich die berühmten „Cailles en sarcophage“, Wachteln im Blätterteig. Das Gericht, das es nur im Café Anglais mit seiner geheimnisvollen Küchenchefin gegeben hat, die jedes Essen in ein sinnlich geistliches Liebesabenteuer verzaubert hat. „Ja, ja gewiss doch. Was sollte es sonst sein.“ sagt ein frommer Tischnachbar und isst weiter. Er darf ja nichts anderes sagen.

Aber das Wunder, das zum Zauber des Anfangs zurückführt, geschieht an diesem Abend doch. Das Wunder, für einen Augenblick wieder frei zu sein: frei von uns selbst und von unseren Geschichten, in die wir uns verstrickt haben. Frei von dem, was den Blick einschränkt und unsere Welt kleiner macht als sie sein müsste: Unsere engen Grenzen. Unsere kurze Sicht. Im besten Sinn zur Freiheit der Kinder Gottes befreit, die es uns erlaubt noch einmal von vorn anzufangen. Mit uns selbst und mit andern. Genau dieses Wunder stellt sich ein, noch ehe die Tischgesellschaft mitten im norwegischen Winter bei Trauben, Pfirsichen und frischen Feigen ankommt. Der General wird es in einer Ansprache mit Psalm 85 erklären: Güte und Treue begegnen einander, / Gerechtigkeit und Friede küssen sich. Die Gnade ist ohne Grenzen. Sie schenkt uns alles. Auch das, was wir im Leben ungenutzt haben vorübergehen lassen. Seine frommen Tischnachbarn erfahren diese Gnade ganz direkt: Als Licht, das an diesem Abend in ihre Welt scheint. So wie damals, als sie alles gemeinsam tragen und einander in allem helfen wollten. Wie die Menge der Gläubigen in ihren ersten Tagen in Jerusalem als sie alles gemeinsam hatten und jeden Tag beieinander waren.

Die zwei Frauen, die so hoffnungslos zerstritten waren, gehen an diesem Abend miteinander weit zurück. Weit hinter ihren Streit. Bis sie dort ankommen, wo sie einmal Hand in Hand und singend zum Konfirmandenunterricht gegangen sind. Die zwei Brüder sprechen über ihren Holzhandel und den Betrug von damals. Und können darüber lachen. Ja, ich hab dich bemogelt, lieber Bruder. Bemogelt und nicht zu knapp. Der es sagt, sagt es nicht schadenfroh. Aber froh, dass er es jetzt sagen kann und der andere es hört und ihm verzeiht. Und auch die zwei mit ihrer heimlichen vergangenen Schuld können sich endlich den Kuss geben, den sie sich immer versagt haben. Heute verletzen sie keine und keinen mehr damit. Später werden alle sagen: In dieser Nacht sind die Sterne nähergekommen. Und tatsächlich fassen sich beim Nachhause gehen alle an den Händen und es sieht ein wenig aus, als würden sie tanzen, auch wenn sie wegen der „Limonade“ immer wieder in den Schnee fallen. Was sie erlebt haben, kann ihnen keiner nehmen: Das Geschenk der Gnade, die uns zu Anfängerinnen und Anfängern macht und uns den Zauber des Anfangs, den wir so oft verlieren, neu schenkt.

Babette dagegen wird bleiben. Babette muss bleiben. Ein Menu für 12 Personen hat schon im Café Anglais 10.000 Francs gekostet. Sie hat alles für dieses Essen ausgegeben. Nicht für die Mitglieder der Gemeinschaft und auch nicht für die beiden Schwestern. Kunst tut, was sie tut und was sie tun muss. Kunst und Gnade sind in dieser Geschichte nicht zu trennen. Babettes Kunst ist Teil der Gnade, die uns zu Anfängern macht. „Dies ist nicht das Ende“ sagt eine der Schwestern ganz am Ende zu ihr als sie das begreift. „Im Paradies wirst du die große Künstlerin sein, als die Gott dich schuf. Und ein Entzücken für die Engel.“ Ja, möchte man sagen. Ganz bestimmt: Ein Entzücken für die Engel. Und ich gestehe: Ich wäre an diesem Abend gerne dabei gewesen. Nicht nur wegen des Essens.

Möchten Sie dabei sein, wenn es so anfängt. Wenn plötzlich der Zauber des Anfangs wieder anfängt? Und müssen wir dafür künftig mehr miteinander kochen und essen, damit sich dieser Anfang einstellt? Es spricht alles dafür, dass wir in unserer Kirche immer wieder gut und gerne miteinander essen und auch an unserer Gastfreundschaft nicht sparen. Wachteln und Veuve cliquot müssen nicht sein. Uns fällt sicher anderes ein. Aber wenn wir miteinander Feste feiern oder im Rahmen der Ludwigsburger Vesperkirche Menschen in die Friedenskirche einladen zum „Miteinander für Leib und Seele“, dann wird das Bild einer einladenden und gastfreundlichen Kirche mit Händen greifbar: Kirche als Herberge auf Zeit. Ein Ort, an dem Menschen an Leib und Seele satt werden. Das passt zu uns. Ich bin mir sicher: Wir hätten nicht so viele ehrenamtliche Helferinnen und Helfer, so viele Partner und großzügige

Spender\*innen, wenn damit nicht auch etwas von diesem Zauber des Anfangs verbunden wäre. Und die Gewissheit: Wir sind damit ganz bei uns und ganz bei der Sache, die uns aufgetragen ist

Noch wichtiger aber ist mir das unscheinbar kleine Stück Brot und der nicht viel größere Schluck Wein, den wir beim Abendmahl miteinander essen und trinken. So wie die allerersten Christen, mit deren Anfang wir heute angefangen haben. Ein Stück Brot. Ein Schluck Wein oder Traubensaft. Nicht viel und nicht genug, wenn jemand den ganzen Tag nichts gegessen und nichts getrunken hat. Nichts Besonderes im Vergleich zu einem „dîner français“. Aber mehr als genug, wo es darum geht, uns zu Anfängern der Gnade zu machen und uns daran zu erinnern, wovon wir leben. Und mehr als außergewöhnlich gut, wo es darum geht, uns frei zu machen von allem, was unser Leben enger und kleiner macht als es im Horizont der Gnade ist. Frei für einen Umgang mit Menschen und Gütern, der andern gerecht wird und keinen übersieht. Frei, uns an den Zauber des Anfangs erinnern zu lassen, von dem wir herkommen. Schon dafür lohnt es sich, dass wir immer wieder zusammenkommen und am Tisch des Herrn miteinander Abendmahl feiern. Nicht jeden Tag. Aber immer wieder. Mit großer Freude und lauterem Herzen. Und ganz bestimmt mit dem, der dann mit uns am Tisch sitzt und uns zu Anfängerinnen und Anfängern seiner Liebe macht. Mit und ohne Fest. Amen.

*Dekan Michael Werner*